



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Wenn ich Ihnen irgend eine Auskunft geben kann, die Ihnen auf Ihrer Reise von Nutzen sein kann, stehe ich Ihnen mit dem größten Vergnügen zur Verfügung, sagte sie einwilligend.

Sehr gut! Das ist ein richtiges Versprechen, sagte er. Nun also zu meiner Frage. Ich liebe Sie — lieben Sie mich auch?

Er sah sie fest an.

Sie lachte in der Anerkennung, daß sie gefangen worden sei. Dann nahmen ihre Augen einen weichen, innigen Ausdruck an: Ja, sagte sie leise.

Aber noch ehe er eine Bewegung machen konnte, war sie auf und davon gesprungen und entwischte ihm durch eine der Fenstertüren, die in das Wohnzimmer führten, wo sie sich zu Miß Sandus und Adrian an den Tügel stellte.

Bei ihrer eiligen Flucht hatte sie aber ihren Fächer vergessen und auf dem Tische liegen lassen.

Anthony nahm ihn und drückte ihn an sein Gesicht. Er schloß die Augen und atmete den leisen Weichenduft ein, der ihm entströmte, und dem sich etwas ganz besonderes, nur ihr eignes beizumischen schien.

Sachte ließ er dann den Fächer in seine Tasche gleiten — die Federn nach unten, damit sich sein Raub leichter verbergen ließ. Dann schloß auch er sich der Gesellschaft am Flügel an.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel. Alljährlich um die Zeit der großen Herbstbesichtigungen erfreut uns eine reichliche Zahl inaktiver Offiziere und sonstiger publizistisch tätiger Landsleute mit langen Betrachtungen über die Überflüssigkeit und Zwecklosigkeit der Paraden. Diese Betrachtungen dürften ziemlich so alt sein, wie die Parade selbst. Vor vierzig bis fünfzig Jahren standen fast dieselben Betrachtungen in der Berliner „Volkzeitung,“ und dann haben die Truppen, deren Zeit und Kräfte angeblich so sträflich bei der Paradeausbildung vergeudet wurden, Düppel und Alsen genommen, bei Königsgrätz gesiegt und sind fast immer siegreich von Weißenburg bis zur Loire und zum Schweizer Jura gezogen. Nach den Proben, die wir in China und in Südafrika gesehen haben, würden sie es trotz allen Paraden heute gerade ebenso machen. Die Heerschau ist so alt wie die Heere. Wir finden sie geschichtlich registriert bei den Griechen und den Persern des Altertums, bei den Römern, in den Kreuzzügen und bei den Heerfahrten der deutschen Kaiser, bei Wallenstein und Gustav Adolf, bei Friedrich und Napoleon, in der französischen wie in der schweizerischen und der amerikanischen großen Republik, in England wie in Rußland, kurz überall da, wo es Heere gibt. Napoleon der Erste, der gewiß auf eine ausgiebige und ausschließliche Ausbildung seiner Truppen für den Krieg bedacht war, hat doch unzählige Paraden, in Frankreich, in Deutschland, in Spanien und auch auf dem Zuge gegen Rußland, zum Beispiel in Dresden und in Insterburg abgehalten; seine letzte große Heerschau war am Morgen der Schlacht von Belle-Alliance. Er schätzte die eigentliche Bedeutung der Parade: das scharfe Hervortreten des persönlichen Moments, sehr hoch ein. Die Parade bot ihm Gelegenheit, jedem Mann ins Auge zu sehen und jedem Manne den Kaiser zu zeigen, sie war für ihn und sie ist noch heute der Maßstab, wie weit die Truppe fest in der Hand der Führer ist. Eine Truppe, die ihr Bestes einsetzt, um bei ihrem Kriegsherrn gut vorüber zu ziehn, wird auch auf dem Schlachtfelde nicht so leicht versagen; das Maß des Einsetzens der vollen Kraft für das Gelingen der Parade zeugt für

den Geist, der in der Truppe lebt. Andererseits ist die Parade, auch bei den heutigen Anforderungen, kein so großes Kunststück der Ausbildung. Für die Vorübungen zur Altonaer Parade stand zum Beispiel dem Landungskorps der Marine nur sehr wenig Zeit zur Verfügung, und dennoch war der Vorbeimarsch ausgezeichnet. Für die kriegsmäßige Ausbildung des Mannes im Schießen, im Gefecht, im Ertragen von Strapazen usw. bietet selbstverständlich eine Parade keinen Maßstab der Beurteilung, wohl aber für den Geist der Truppe und für das Material, das in ihr steckt.

???

Eine gute Parade läßt sich nach sechswöchiger Ausbildung, namentlich unsrer intelligenten deutschen Soldaten, erreichen — es ist dies die Meinung eines der bedeutendsten kommandierenden Generale, die das preußische Gardekorps in den letzten zwanzig Jahren gehabt hat —, aber für die wirkliche kriegerische Leistungsfähigkeit des Soldaten, namentlich für die Frage: zwei- oder dreijährige Dienstzeit, gewährt sie nicht den geringsten Anhalt. Es wäre also durchaus verfehlt, die Anerkennung, die der Kaiser dem neunten Armeekorps für die Altonaer Parade ausgesprochen hat, in eine Anerkennung für die zweijährige Dienstzeit zu verwandeln, wie es einige Blätter sofort mit mehr Eifer als Verständnis getan haben. Man kann mit drei- und mit fünfjähriger Dienstzeit recht schlechte Paraden, mit halbjähriger Dienstzeit sehr gute Paraden haben. Die Zukunft der zweijährigen Dienstzeit ist einzig und allein abhängig von der Qualität der Leistungsfähigkeit für den Krieg, nicht allein des stehenden Heeres, sondern auch der Reservisten und der Landwehren. Wenn bis jetzt eine vielleicht noch zureichende Leistungsfähigkeit erreicht worden ist, so ist es um den Preis des Einjages von Kräften der Offiziere und Unteroffiziere geschehen, der in solchem Umfange nicht mehr aufrecht erhalten werden kann. Nicht allein, daß diese Kräfte nachlassen, sondern auch der Ersatz beginnt für eine so mühevollen, bis zu den höchsten Ansprüchen gesteigerte, dagegen wenig dankbare und schlecht lohnende Laufbahn zu fehlen. Soll die zweijährige Dienstzeit ohne schweren Schaden für Heer und Land beibehalten werden, so muß für die Lehrkräfte, Offiziere und Unteroffiziere, in verschiedenen Richtungen in sehr umfassender Weise gesorgt werden.

Auch die Beteiligung des Landungskorps der Marine an der Parade ist Gegenstand der Kritik gewesen. Dergleichen findet ebenso bei der englischen und der französischen Flotte statt. Das deutsche Publikum sieht so wenig von der Flotte, und die Matrosen sehen so selten den Kaiser, daß schon diese beiden Gründe ausreichen, ein größeres Landungskorps an den großen Herbstparaden teilnehmen zu lassen; vielleicht wäre es sogar ganz nützlich, wenn das gelegentlich auch einmal bei der großen Herbstparade des Gardekorps in Berlin geschähe. Die Einreihung der Marine in die Gesamtwehrmacht des Staates wird dadurch verfinnbildlicht. Die Matrosen können einmal ihrem Kaiser ins Auge schauen wie die Landtruppen, und das Publikum bekommt, wenn auch nicht die Schiffe, so doch wenigstens einen Teil ihrer Besatzungen zu sehen.

Die Verlobung des Kronprinzen, die mitten in die Hamburg-Altonaer Festwoche hineinfiel, ist in allen Teilen Deutschlands freudig begrüßt worden. Die Presse im deutschen Norden hat auf die lange Reihe verwandtschaftlicher und freundschaftlicher Beziehungen zwischen den Höfen von Berlin und Schwerin hingewiesen, und die Tatsache, daß Königin Luise, gesegneten Andenkens, die gemeinsame Stamm-mutter des Brautpaares ist, hat das Herzensbündnis des Kronprinzen noch mit einem eignen historischen Schimmer umgeben. Unsrer heutige Zeit vergißt schnell. Aber in den Tagen Kaiser Wilhelms des Ersten war diese Erinnerung noch lebendiger, und der alte Kaiser selbst hat sich auf Grund dieser Tatsache immer als das Familienoberhaupt auch des mecklenburgischen Hauses betrachtet, hat diesen Anspruch auch zur Geltung gebracht, als bei der Verlobung der Herzogin Marie mit dem Großfürsten Wladimir von Rußland im Jahre 1874 seine Zustimmung nicht vorher erbeten worden war. In den fünfziger Jahren nahmen die mecklen-

burgischen Truppen wiederholt an den großen Herbstmanövern der Garde und des dritten Armeekorps, auch an den großen Kavallerieübungen bei Berlin unter Wrangels Kommando teil. Sie waren auch in Berlin einquartiert, und die ältern Berliner erinnern sich noch sehr wohl der damaligen stattlichen schweren mecklenburgischen Dragoner, mit Kürassierhelmen und =Pallasch ausgerüstet, und ihres vorzüglichen aber schweren Pferdeschlages. Im Sinne dieser alten Beziehungen hat Mecklenburg=Schwerin im Jahre 1866 treu und fest zu Preußen gestanden, Großherzog Friedrich Franz der Zweite meldete sich in den ernstesten Mittagstunden des 3. Juli auf dem Noskosberge bei König Wilhelm, der ihm das nie vergessen hat, wurde so Zeuge des Sieges von Königgrätz, und noch vom 3. Juli datiert der Befehl, der ihn mit dem Kommando eines bei Leipzig zu formierenden Reservekorps betraute. Im Siebziger Kriege war er dann bekanntlich Führer einer Armeedivision. In der Nacht nach Königgrätz hatte Bismarck anfangs kein andres Nachtlager als das Straßenpflaster des Laubenganges von Horitz, ohne Stroh, nur ein Wagentissen unter dem Kopf. So fand ihn der Großherzog und nahm ihn mit sich auf sein Zimmer, das er auch noch mit dem Prinzen Reuß und zwei Adjutanten teilte. Ein hübscher Zug von kameradschaftlicher Gesinnung. Bismarck berichtet darüber in einem Briefe an seine Gattin vom 11. Juli 1866. Der Vater des jetzigen Großherzogs war als junger Prinz 1870 im königlichen Hauptquartier. Bismarck bezeichnete ihn gelegentlich in einem Tischgespräche als „einen liebenswürdigen und angenehmen jungen Herrn.“ In der Nacht nach Gravelotte hatte er mit dem Bundeskanzler und dem amerikanischen General Sheridan das Zimmer geteilt.

In diesen treu nationalen Gesinnungen ist auch der jetzige Großherzog aufgewachsen, seine Vermählung mit einer Prinzessin des Hauses Cumberland tut dem keinen Eintrag. Die junge Großherzogin ist sowohl in Berlin wie in Altona gleich tief in den Mittelpunkt der im Reiche wirksamen Kräfte hineingetaucht, ist vom Kaiserpaare äußerst herzlich aufgenommen, in die enge traditionelle Verbindung des mecklenburgischen Hauses zur preußischen Armee gebracht worden, kurzum ihr Eintritt in den deutschen Reichsfürstentum hat sich unter den freundlichsten Auspizien vollzogen. Der Besuch des Kaisers in Schwerin hat das von neuem bestätigt, der Monarch hat nicht den geringsten Anstoß daran genommen, daß der Kronprinz durch seine Verlobung natürlich auch in enge verwandtschaftliche Beziehungen zu der Großherzogin tritt. Was aber darüber hinaus in der Presse gefabelt worden ist, in der welfischen wie in der nichtwelfischen, gehört in das Gebiet der Erfindung, zumeist sogar in das einer recht plumphen. Wie zum Beispiel Zeitungen außerhalb der Hundstagszeit drucken konnten, der Kaiser sei für die Idee gewonnen, dem Herzog von Cumberland ein durch ehemalige hannoversche Gebietsteile vergrößertes Braunschweig auszufolgen, ist geradezu unverständlich. An solches Zeug kann doch kein Mensch glauben, der seine gesunden fünf Sinne beisammen hat. Sogar für einen welfischen Fühler ist die Sache zu ungeschickt und zu dumm. Was sonst noch welfische Blätter über das Thema des „Friedensschlusses“ veröffentlicht haben, gehört so sehr in das Rubrum der Absurditäten, daß darüber kein Wort weiter verloren zu werden braucht; an sehr hoher Stelle sollen diese Leistungen der welfischen Druckerschwärze kurzweg als „Blech“ charakterisiert worden sein. Zu einem „Friedensschluß“ fehlt, wie schon einmal an dieser Stelle hervorgehoben worden ist, seit achtunddreißig Jahren das Objekt, und in der braunschweigischen Frage, wenn man sie noch als offen gelten lassen will, wird ausschließlich das Reichsinteresse entscheiden. Im übrigen können die welfischen Faselreien, die niemand ernst nimmt, die Freude an der Verlobung wie an der Wahl des Kronprinzen nicht trüben, noch weniger haben sie die Deutschen abgehalten, dem jungen Herrn und seiner fürsüchtlichen Braut den reichsten Segen für den fortan gemeinsamen Lebensweg zu wünschen, der sich vor ihnen aufgetan hat.

In die nämliche Kategorie des höhern Blödsinns wie die oben gekennzeichneten

weltlichen Aspirationen gehört die von Gottfried Schwarz in Karlsruhe bekundete Besorgnis vor einem päpstlichen Nuntius. Herr Schwarz verkündet in Abonnements- einladungen für ein von ihm herausgegebenes Blatt, daß die Zulassung eines päpstlichen Nuntius in Berlin „Roms sehnlichster Wunsch“ sei, und die deutsche Reichsregierung werde dem nur noch widerstehen können, „wenn das deutsche Volk wie ein Löwe auf den Plan tritt.“ Ob in Rom wirklich bei irgend einer ernsthaften Persönlichkeit im Vatikan der Wunsch oder das Bedürfnis nach einem Nuntius in Berlin besteht, darf bis zum Beweise des Gegenteils als recht zweifelhaft gelten. Bisher ist noch nie an einem protestantischen Hof ein Nuntius gewesen. Es hat Zeiten gegeben, wo Bismarck einen Nuntius in Berlin für zulässig und nützlich gehalten hat. Er ist aber damit der entschiedensten Ablehnung des alten Kaisers begünstet, und seit dem Regierungsantritt des jetzigen Kaisers ist von einem solchen Projekt nie die Rede gewesen. Weder der Kaiser noch der jetzige Reichskanzler denken daran. Es ist, wie gesagt, in hohem Grade unwahrscheinlich, daß in Rom irgendwo ein solcher Wunsch besteht. Aber auch wenn das der Fall sein sollte, würde er beim Kaiser wie beim Grafen Bülow einer absoluten Ablehnung begegnen. Das deutsche Volk darf sich also die Mühe, „wie ein Löwe auf den Plan zu treten,“ bis zu einem geeigneteren Anlaß ersparen, an dem vielleicht im Laufe der Jahre kein Mangel sein wird. Erstaunlich ist nur, daß im lieben Deutschland an jedem Weim, es mag ihn ausgelegt haben, wer da wolle, so viele Gimpel hängen bleiben.

Es würde das vielleicht weniger der Fall sein, wenn unsre Presse nicht so großen Wert auf mehr oder minder zufällige äußere Vorgänge legte und sich mehr an das Wesen der Dinge hielte. So z. B. in den Erörterungen darüber, daß der Kaiser auf ein Telegramm des Katholikentages persönlich erwidert hat, an das Festkomitee in Speyer aber durch Herrn von Lucanus. Die Blätter übersehen, daß der Kaiser einen persönlichen Vertreter nach Speyer geschickt hatte. Sie mögen sich nun eine Zeit lang den Kopf darüber zerbrechen, weshalb der Kaiser auf den Verlobungsglückwunsch der Provinz Ostpreußen persönlich gedankt hat, dem Präsidenten des doch den ganzen Staat umfassenden Herrenhauses aber durch den Kabinettsrat. Was für ein Stoff für eine unendliche Fülle von Leitartikeln!

g

Lord Actons Briefe an Mary Gladstone. Einen höchst lesenswerten Aufsatz über die vor kurzem erschienenen Aufsehen erregenden Briefe Lord Actons an Gladstones Tochter Mary, Mrs. Drew, bringt das Juniheft von The Fortnightly Review aus der Feder des Rev. Canon Malcolm Mac Call. Die Briefe zeigen den vor zwei Jahren gestorbenen englischen Historiker, der auch als der größte „Laienlehrte“ seiner Zeit bezeichnet wird, als den gläubigsten Katholiken und den eifrigsten Anhänger der römischen Kirche, zugleich aber auch als den leidenschaftlichsten und unverhülltesten Gegner des Papsttums. Es ist bekannt, daß Lord Acton zusammen mit dem Münchner Theologen Friedrich und dem bayerischen Gesandten Grafen Tauffkirchen — heutzutage sollte sich ein bayerischer Diplomat so etwas erlauben! — Döllinger das Material lieferte zu den während des Vatikanischen Konzils in der damaligen Augsburg (jetzt Münchner) Allgemeinen Zeitung erschienenen „Römischen Briefen über das Konzil,“ 1869/70. Diese Briefe hielten damals die gesamte Welt in Spannung, und die feinsten Spürnasen des Vatikans haben nicht herausbekommen, wer der alles wissende „Quirinus“ der Allgemeinen Zeitung war (s. Friedrich in der Revue Internationale de Théologie Oktober bis Dezember 1903; Mac Call gibt ganz falsche Ansichten darüber): es war Döllinger. Alle englischen Anzeigen der Briefe Lord Actons an Mary Gladstone geben als besonders charakteristisch einen Brief wieder, den wir im folgenden übersetzen. Wir gestehn dabei offen, daß wir nicht damit übereinstimmen, das heutige Papsttum für seine mittelalterlichen Sünden verantwortlich zu machen. Darf man dem Papst vor-

werfen, daß er ein von seinen Vorgängern begangnes Unrecht nicht zugestehet? Würde die Königin Viktoria die Sünden Georgs des Vierten zugestanden haben? Foltern und verbrennen kann ja auch die Inquisition heutzutage nicht mehr, wenn sie auch noch Existenzen moralisch vernichten kann. Lord Actons Brief ist allerdings charakteristisch dafür, wie ein von der römischen Kirche als einer ihrer treuesten Söhne öffentlich anerkannter gläubiger Katholik antipäpstlich sein kann, vielleicht aber auch dafür, daß Rom gegenüber Engländern immer toleranter war als gegen Deutsche. Lord Actons Gesinnung als eines frommen Katholiken war gerade so bekannt wie seine Gegnerschaft gegen das Papsttum; aber er war ein Engländer, und in England gibt es kein Zentrum, sondern nur katholische Engländer.

Zu dem Verständnis des Briefes muß vorausgeschickt werden, daß Lord Acton kein Freund Rosminis war, und daß eine große Anzahl anglikanischer Priester, darunter Bidbon, damals wohl geneigt war, ein Primat des Papstes über die gesamte Christenheit aber keine Suprematie anzuerkennen. Diese Tendenzen sind jetzt wieder in der Abnahme begriffen, und seit einigen Jahren macht sich in der englischen Staatskirche ein energischer Widerspruch geltend gegen die Richtung, deren Sympathien dem römischen Katholizismus zugewandt sind. Die „Ritualisten“ — so nennt man die Vertreter dieser Richtung, die sich selbst geradezu als „anglo-katholisch“ bezeichneten — haben eine vollständige Organisation ihrer Gegner hervorgerufen, die es auch durchgeführt hat, daß im April dieses Jahres eine königliche Kommission ernannt wurde, die die angeblich vorkommenden Verletzungen und Versäumnisse der staatskirchlichen Kultusvorschriften untersuchen, feststellen, welche Mittel nach dem geltenden Rechte gegen solche Unregelmäßigkeiten zu Gebote stehn, und wenn nötig, andre Maßregeln empfehlen soll. Diese Kommission, die aus Geistlichen und Laien besteht, ist in Tätigkeit. Insofern ist Lord Actons Brief als der Ausdruck eines römischen Katholiken über die römischen Tendenzen der Hochkirche auch aktuell: „Rosmini, abgesehen von den fünf von ihm gemachten oberflächlichen Reformpropositionen, war durch und durch Anhänger des römischen Stuhls. Sein Buch sagt ja in sich selbst, daß, seine Reformvorschlüge abgerechnet, nichts der Abhilfe bedarf. Er nimmt das Papsttum, wie es ist, und er hat von seinen fünf Punkten abgesehen nichts an ihm auszusetzen. Er war, was wir einen Ultramontanen nennen — ein etwas widerstrebender Ultramontaner wie Lacordaire auch. Ein Anglikaner, der mit Genugtuung, mit Bewunderung den moralischen Zustand und die geistige Verfassung eines ultramontanen Priesters betrachtet, scheint mir über das wichtigste Hindernis auf dem Wege nach Rom hinweggekommen zu sein, das moralische Hindernis. Das moralische Hindernis ist, kurz gesagt, die Inquisition.

Die Inquisition ist die Hauptwaffe und das Hauptwerk des Papsttums. Keine andre Institution, keine Doktrin, keine Zeremonie ist so klar und so ganz und gar die individuelle Schöpfung des Papsttums, wenn man von der Kraft zu dispensieren absieht. Sie ist die Hauptsache, mit der das Papsttum identifiziert und von der aus es beurteilt werden muß. Das Prinzip der Inquisition ist des Papstes souveräne Gewalt über Leben und Tod. Wer ihm nicht gehorcht, kann vor Gericht gezogen, gefoltert, verbrannt werden. Kann man den Ungehorsamen nicht vor Gericht stellen, geht es auch ohne Formalität, und der Beschuldigte kann als vogelfrei gemordet werden. Das will sagen: das Prinzip der Inquisition ist mörderisch, und die Meinung eines Mannes über das Papsttum ist reguliert und bestimmt, je nachdem wie er über religiösen Mord denkt. Betrachtet er die Inquisition ehrlich als eine Abscheulichkeit, so kann er das Primat nur mit einem Hintergedanken, mit Vorsicht, Verdacht, mit Abscheu vor seinen Taten ansehen. Sieht er das Primat mit Vertrauen, Bewunderung, bedingungslosem Gehorsam an, muß er sich mit Mord abgefunden haben. Deshalb haftet an den Leuten, die wir Ultramontane nennen — nach dem Maße ihrer Wissenschaft und ihres Eifers —, die schlimmste Beschuldigung im Kataloge der Verbrechen. Die Streitfrage behandelt durchaus keine theologischen Dinge: es handelt sich um den spirituellen Zustand eines Menschen

und seiner Seele, der der Verteidiger, der Anstifter, der Mitschuldige eines Mordes ist. Jede Beschränkung der päpstlichen Autorität, die sie von diesem Vorwurf losbringt, die ihre Solidarität mit Mördern zerreißt und die Blutschuld abwäscht, muß auch die andern Probleme lösen. Es genügt ja doch für meinen jetzigen Zweck zu sagen, daß dieser Fleck so groß und so schlimm ist, daß alles andre unter ihm verschwindet. Ich will Ihnen an einem naheliegenden Beispiel zeigen, was der Ultramontanismus aus einem guten Menschen machen kann. Der heilige Carlo Borromeo, des Papstes Neffe und Minister, schrieb einen Brief, worin er den Mord der Protestanten verlangte und sich beklagte, daß gar keine Köpfe von Ketzern nach Rom gesandt würden trotz der darauf gesetzten Belohnung. Der Herausgeber des Briefes billigt ihn ganz konsequent in einer Anmerkung. Und Kardinal Manning empfiehlt nicht allein der ganzen Welt die Autorität zur Verehrung, die diesen Mörder heilig sprach, sondern macht ihn zu seinem besondern Patron, wird Mitglied der Kongregation der Oblaten Borromeos und gibt sich dem Studium seiner Taten und der Propaganda für San Carlos Ruhm hin. — Und ich muß anglikanische Geistliche hören, die von dem Kardinal als einem guten Menschen sprechen, die bedauern, daß er sich von der Kirche, deren Zierde er war — Manning war bekanntlich anglikanischer Priester gewesen —, losgelöst hat und jetzt im Irrtum, doch nicht in Sünde lebt. Aus solcher Sprache möchte ich schließen, daß, wer so als Anglikaner spricht, dem charakteristischen Merkmal des Ultramontanismus ganz und gar nicht abgeneigt ist, und daß er sich das Haupthindernis auf dem Weg nach Rom fortgeräumt hat. — Die Sache von Kosmini ist nicht so schreiend, aber substantiell ganz dieselbe. Wenn man zu verstehn gibt, daß ein fähiger und in alles eingeweihter italienischer Priester, der das Papsttum mit seinem ganzen Inventar systematischen Verbrechens annimmt, keine Schuld trägt, daß ein solcher Priester ein unschuldiger, tugendhafter, erbaulicher Christ ist, so scheint mir solche Sprache einen schweren Verdacht zu erregen. Gebraucht jemand, von dem ich sonst nichts weiß, diese anerkennende Sprache, so würde ich sofort Schlimmes von ihm denken. Wenn ich ihn als fähigen und in mancher Beziehung bewundernswerten Mann kenne, würde ich in Verwirrung darob geraten, und wenn ich aus der besten Quelle höre, daß er volles Vertrauen verdient, würde ich mir einzureden versuchen, daß es wahr ist, und mein Unbehagen zu beruhigen suchen. So habe ich es mit Liddon gemacht, der das moralische Hindernis nicht kennt. — Ich hätte mich nicht entschließen können, mit einer andern Person als mit Ihnen mich darüber so ausführlich auszusprechen, und ich setze das Vertrauen in Sie, daß Sie die exakte und eingeschränkte Meinung meines Briefes nicht mißverstehn. Es liegt mir daran, als ein Bewunderer, nicht als ein Ankläger Canon Liddons verstanden zu werden. Meine Erklärung ist wertlos, wenn es ihr nicht gelingt, mich hier zu rechtfertigen.“

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

Kupferberg Gold.